

zu seiner Reaktion befragt, sagt Blocher, das Ganze sei nicht so der Rapper sei ja noch jung. sslich bekamen die Medien aber doch Quell. Das welsche Radio liess den Wal-Nationalrat Oskar Freysinger, selbst ein licher Freizeit-Poet, mit Stress zu einem Showdown antreten. Bei dieser Ge-kündigte der zweisprachige Freysinger er «râper le rappeur» (râper bedeutet affeln). Der radiophone Catch-Match, es fast nur Hiebe unter der Gürtellinie te allerdings ohne Sieger, oder besser: n. Denn Stress und Freysinger hatten einseitig mächtig hochgeschaukelt und it zu neuer Publicity verholfen. Und wurde man den Verdacht nicht los, dass beiden Kontrahenten im Grunde genom- ens verstehen: Auf beiden Seiten der ang zu Provokation und Selbstdarstel- gleiche Drang zur Sexualmetaphorik, e Freude an der Zuspitzung und am ein- indbild.

## Welsche Medien geteilt

ter als diese «Infotainment»-Einlagen ngs die Art, wie die welschen Medien nze Stress-Affäre reagieren. Dabei fällt die Reaktionen auf das «Blocher- des Lausanner Rappers durchaus diffe- ausfielen. Anders als dies vor einigen lleicht noch der Fall gewesen wäre, zeigt lass Blocher-Schmähungen heute nicht reichen, um in den welschen Medien zu bekommen. Zwar wird Stress zugute- dass er immerhin einen politischen Dis- t; zudem auch, dass Blocher und SVP in ethoden auch nicht immer wählerisch ch kommen persönliche Attacken und npfungen in der welschen Öffentlichkeit n, auch wenn sie sich gegen den frühe- mann» Blocher richten.

en stellen die welschen Medien immer e Frage, wie ernst es Stress mit seinem Engagement sei oder ob dahinter eine Masche stecke. Das Aufschluss- was hierüber zu lesen ist, findet man im Buch «Welsch Music». Der vor- westschweiz-Korrespondent von Radio ter Kohler widmet Stress darin ein ein- s Kapitel. Die Antwort auf die Frage, ob ker die kurzfristige Provokation suche thaft an der Politik interessiert sei, lau- ch wohl: beides. Das Interessante an gt wohl in seiner Ambivalenz, in seiner ffigkeit. Kohler zeichnet einen Mann, der en hat: eine verständige, am Dialog inter- aber auch eine fleghafte, dunkle und e Seite. Das Gleiche sagt Stress auf der O von sich selbst: Er sei manchmal exzes- mal depressiv, manchmal impulsiv.

## Memoriam EWR-Abstimmung

apportiert zudem eine aufschlussreiche die einiges über die politische Sozialisa- Musikers aussagt. Am Abend nach der ostimmung am 6. Dezember 1992, als die undlichen Romands von einer Mehrheit tschschweizern (und Tessinern) über- orden waren, reagierten Stress und seine ihren Ärger an den Deutschschweizer ab, die nach einem Wochenende zu s Institut des Jeunes filles nach Lucens hrten. «Wir versperrten ihnen den Weg anierten sie», erzählt Stress. Dass er in- zum Westschweizer Musiker geworden besser als allen anderen der Sprung über rgraben gelang, erscheint als ein weiteres dieser widersprüchlichen und facetten- Persönlichkeit.

zeit widmet sie heute als Präsidium ehrenamt- lich der Pfadi, aber «ich sehe das nicht als Arbeit, sondern als etwas, das mir Freude macht».

Als eine, die sich einsetzt, Dinge verändern will, aber auch einfach Spass hat an dem, was sie tut, so wirkt Stähli auch. Neben Beruf und Pfadi seien ihr im Leben ein gutes Essen, ein Schluck Wein und intensive Gespräche mit Freunden am wichtigsten; als positivste Erinnerung an die Pfadizeit nennt sie denn auch die Freundschaften, die geknüpft wurden. «Pfadi-Freundschaften hal- ten oft ein Leben lang», sagt sie. «Es braucht nicht immer ein Lagerfeuer, aber wenn man abends zu- sammensass, miteinander diskutierte und eine Gitarre spielte – das waren tolle Erlebnisse.»

Vielleicht war es diese Freude am Umgang mit Menschen, weshalb sich Christine Stähli 1991

xion entwickelt. Der erzieherische Aspekt sei auch der Grund, warum man innerhalb der Pfadi leitende Positionen je mit einer Frau und einem Mann besetzt. Durch die unterschiedlichen An- sichten der Geschlechter soll eine ganzheitliche Entwicklung ermöglicht werden. «Auch Mädchen können in der Pfadi sehr jung Führungspositionen übernehmen», betont Stähli. Der Grund, warum Frauen oft nicht an der Spitze stehen wollten, liege unter anderem daran, dass sie keine Lust hätten, ihr Leben einzig der Karriere zu widmen; ihr soziales Umfeld sei ihnen zu wichtig. Frauen soll- ten aber erkennen, dass es möglich sei, trotz gros- sem Arbeitseinsatz eine gute Work-Life-Balance zu finden, meint Stähli. «Sie sollten den Mut haben, Spitzenpositionen zu übernehmen und sie dann ihren Bedürfnissen gemäss zu gestalten.»

## Eidgenössische Abstimmung vom 11. März

# Die Krankenversicherer zeigen sich innovativ

## Gründe gegen die Einführung einer Einheitskasse

Von Konstantin Beck, Gesundheitsökonom, Universität Zürich\*

In der kommenden Abstimmung zur Einheits- kasse geht es um die Frage, was uns der Kassen- wettbewerb bringt. Wettbewerb fördert kosten- dämpfende Innovationen, aber trifft das auch für diesen Markt zu? Ja, das tut es. Eine der wichti- geren Innovationen im Gesundheitswesen sind die alternativen Versicherungsmodelle (auch HMO oder Hausarztmodelle genannt). In diesen Model- len verdienen die Ärzte nicht mehr an möglichst kranken Patienten. Sie maximieren ihr Einkom- men, wenn die Patientinnen möglichst effizient gesund erhalten werden. Diese Modelle stellen also eine fundamentale Umkehr der finanziellen Anreize der Ärzte dar und dämpfen dadurch das Kostenwachstum erheblich. Im Gegenzug vertie- fen sie die Arzt-Patienten-Beziehungen, ver- pflichten sich doch die Versicherten, im Krank- heitsfall immer zuerst den Hausarzt aufzusuchen.

Natürlich gibt es diese Modelle auch anderswo. In Deutschland wird mit Subventionsgeldern ver- sucht, solche Versicherungsformen voranzubrin- gen. Im Ursprungsland USA, wo ihre Markt- anteile mit über 50 Prozent gross sind, haftet ihnen der Makel an, Billigmedizin zu betreiben. Die Schweiz kennt diesbezüglich keine staatliche Förderung, lediglich eine liberale Regulierung. Auch konnten nicht ganze Belegschaften kollektiv in solche Modelle verschoben werden, wie das in den USA möglich war. Es mussten sowohl Ärzte als auch jeder einzelne Kunde von den Vorteilen überzeugt werden. Diese bestehen neben tieferen Kosten (und tieferen Prämien) in der Über- wachung der Behandlungsqualität und der enge- ren Beziehung zwischen Arztin und Patientin.

Heute steht die Schweiz diesbezüglich an der Spitze: So weist beispielsweise die CSS Versiche- rung in ihren HMO eine knappe Vervierfachung der Versichertenzahlen innerhalb der letzten vier Jahre aus, was zu einem durchschnittlichen HMO- Anteil von 5 Prozent, in den Agglomerationen so- gar bis zu 52 Prozent führte. Auch die Kostenein- sparungen verschiedener Versicherer von 15 bis 40 Prozent liessen sich wissenschaftlich nachweisen (Hansjörg Lehmann: «Managed Care – Kosten senken mit alternativen Krankenversicherungs- formen?» Verlag Rüegger, Chur 2003). Nicht ohne Grund melden sich regelmässig ausländische Dele- gationen zur Besichtigung der Schweizer HMO an.

Das war nicht immer so. Während langer Jahre blieben die alternativen Versicherungsformen chronisch defizitär, und Ärzte wie Kassen muss- ten in einem langwierigen Trial-and-Error-Proz- ess die ökonomisch und medizinisch sinnvollste Organisation entwickeln. Entscheidender Ge- burtsheifer war der Wettbewerb. Dieser erzeugte den notwendigen Druck, dass sich die Versicherer dieser komplizierten und riskanten Aufgabe stell- ten, immer wieder das Steuer herumrissen, um schliesslich die für Kassen, Patienten und Ärztin- nen befriedigende Form zu finden. Ein Heer von Beamten einer Einheitskasse, befreit vom Wett- bewerbsdruck, hätte das schwierige Problem ent- weder jahrelang vor sich hergeschoben oder die erste implementierte Organisation trotz hohen Defiziten beibehalten. Eine Bürokratie, die we- der Risikofreude noch unternehmerisches Han- deln belohnt, ist nicht das richtige Umfeld, um kundenorientierte, attraktive und eine kosten- günstigere Alternative innerhalb der Grundver- sicherung zu entwickeln.

Die Überführung der Krankenversicherung in ein staatliches Monopol – wie das die Initianten anstreben – würde die heutigen schlanken, effi- zienten und nachweislich kundenorientierten An- gebote über kurz oder lang in überdimensio- nierte, schwerfällige und ineffiziente Einheits- brei-Produkte verwandeln. Ist es wirklich das, was wir wollen?

Anzeige

## Kantonsratswahlen



Für gutes Klima  
das grüne Original wählen  
www.4-wahlen.ch

Und natürlich: Martin Graf in den Regierungsrat!

\* Der Autor ist Privatdozent für Gesundheitsökonomie der Uni- versität Zürich und war während acht Jahren für die CSS Ver- sicherung am Aufbau der beschriebenen Modelle beteiligt.